

Buchbesprechungen = Book reviews

Autor(en): **Ackerknecht, Erwin H. / Bernoulli, René / Mayer, Roger**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **41 (1984)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen/Book reviews

Marie-José Imbault-Huart, *La Médecine au moyen âge à travers les manuscrits de la Bibliothèque Nationale. Avec la collaboration de Lise Dubief et Bernard Merlette.* Editions de la Porte Verte Paris, Bibliothèque Nationale, Paris 1983. 191 S., 85 Tafeln (Format 31 × 23 cm).

Dieses wunderschöne Buch ist hervorgegangen aus einem kleinen Ausstellungskatalog, der nur 6 kleine Farbtafeln hatte. Das Buch hat 85 große! Die Ausstellung fand statt im August 1982 anlässlich des 28. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Medizin in der Pariser Nationalbibliothek, die die größte medizinische Manuskriptsammlung der Welt besitzt. Die ausgestellten Manuskripte mit ihren Miniaturen reichen vom 7. bis zum 16. Jahrhundert, darunter sind auch einige außereuropäische (chinesische, arabische usw.). Das Buch ist unterteilt in die Abschnitte: innere Medizin, Chirurgie, Geburtshilfe, Materia Medica, Spitäler, Bäder, Wunder. Das Material unterstreicht die Traditionsanbetung und Astrologieneigungen der Zeit. Es ist typisch, daß man keinen Barbierchirurgen, quantitativ doch wohl die zahlreichste Ärztegruppe der Zeit sieht, aber sozial unannehmbar für die sehr wohlhabenden kleinen Kreise, die sich solche Manuskripte und Künstler leisten konnten! Besonders eindrucksvoll sind die Miniaturen von Spitälern und Leprösen.

Das Buch bietet aber nicht nur ein sehr großes ästhetisches Vergnügen und wertvolles Anschauungsmaterial, sondern ist durch die 35seitige Einleitung von J.M.Imbault-Huart (in dieselben Kapitel aufgeteilt wie die Manuskripte) und die Kommentare zu den jeweiligen 85 Tafeln ein echter Beitrag zur Historiographie des europäischen medizinischen Mittelalters.

Erwin H. Ackerknecht

Andrew W. Russel, *The Town and State Physician in Europe from the Middle Ages to the Enlightenment.* Herzog-August-Bibliothek-Forschungen, Band 17. Wolfenbüttel 1981. 156 S.

Die 8 Beiträge dieses Symposiums behandeln die Rolle des Stadtarztes im klassischen Altertum, in Italien, im Islam, in Spanien, in Frankreich, in Deutschland, in Ungarn und in der Schweiz. Sie sind erstellt von V. Nutton, R. Palmer, Ghada Karmi, J.M.Lopez-Pinero, T.Gelfand, M.Stürzbecher,

N. Duka-Zolyomi und H. Koelbing. In Anbetracht der Verschiedenheiten der jeweiligen politisch-ökonomischen Entwicklungen sind auch die Resultate der Untersuchungen so unterschiedlich, daß es unmöglich ist, sie hier zu resümieren. Sie sind aber sämtlich so reichhaltig und von einem so hohen Niveau, daß kein medizinhistorisch interessierter Leser das Buch aus der Hand legen wird, ohne davon profitiert zu haben. Erwin H. Ackerknecht

Luis Garcia Ballester, *Los Moriscos y la Medicina. Un capitulo de la medicina y la medicina morginadas en la España del siglo XVI*. Editorial Labor, Barcelona 1984. 256 S.

Dies ist die stark erweiterte Auflage eines 1976 zuerst erschienenen Buches. Es schildert den Abstieg der Morisco-Ärzte, d.h. der zwangsgetauften Araberärzte, von Trägern der wertvollsten Bestandteile der medizinischen Tradition zu Beginn des 16. Jahrhunderts zum curandero (Volksheiler), der, am Rande stehend, schließlich am Beginn des 17. Jahrhunderts ausgewiesen wird. Eine der Hauptquellen des Autors sind Inquisitionsakten. Die christlichen, universitätsgebildeten Ärzte hetzten natürlich die Inquisition auf ihre sogar von den Spitzen der Gesellschaft konsultierten Konkurrenten. Letztere waren ja nicht verpflichtet, den Pfarrer zum Sterbenden zu rufen, und beschnitten Knäblein. Die Christen setzten nun auch eine neue humanistische Medizin dem arabischen Galenismus entgegen. Die Geschichte der curanderos Moriscos wird mit Recht als ein Aspekt des historischen Hauptproblems der Integration der Minderheiten im Nachconquistaspanien gesehen, das schließlich durch Austreibungen «gelöst» wurde. Dies Buch ist – wie alles, was uns L. Garcia Ballester bis jetzt geschenkt hat – meisterhaft.

Erwin H. Ackerknecht

Kenneth Dewhurst, *Hughlings Jackson on Psychiatry*. Sandford Publications, Oxford 1982. XI + 169 p. £ 9.00.

Dieses kurze, aber gehaltvolle Buch resumiert in sehr kompetenter Weise die Theorien des englischen Neurologen John Hughlings Jackson (1835–1911) und derer, die sich ihm mehr oder weniger angeschlossen haben. Jackson war wohl der erfolgreichste Anwender des ihm von H. Spencer nahegebrachten Evolutionsgedankens in der Medizin. S. Freud erbte von ihm z.B. das Regressionskonzept (mit der bei ihm üblichen Referenzlähmung). H. Ey ist wohl der bekannteste Neo-Jacksonian gewesen. Es gab deren aber auch in Menge in Polen, England, in den USA usw. Die ebenfalls ausgezeichnete Bibliographie reicht bis in die 1970er Jahre.

Erwin H. Ackerknecht

Adelbert von Chamisso, ... *und lassen gelten, was ich beobachtet habe.*

Naturwissenschaftliche Schriften mit Zeichnungen des Autors. Hrsg.:

Ruth Schneebeli-Graf. Dietrich Reimer Verlag, Berlin 1983. 324 S., 12 Ill.
Adelbert von Chamisso (1781–1838) ist als Dichter (Erfinder des Peter Schlehmil – diesen jiddischen Namen verdankt er wohl seinem Freund Hitzig) noch wohl bekannt, viel weniger aber als sehr ernst zu nehmender Naturwissenschaftler. Dieser Mangel wird von dem vorliegenden Buch wirkungsvoll behoben. Auch Chamisso begann, wie 16 Jahre später Darwin, seine wissenschaftliche Laufbahn als Teilnehmer einer Expedition. In seinem Fall der von 1815–1818 dauernden Expedition auf dem «Rurik» (Kapitän Otto von Kotzebue). Diese Anthologie beginnt mit einem Überblick über diese Weltreise. Es folgen die Studie über Salpen, an denen Chamisso den Generationswechsel entdeckte und Botanisches: eine Bergbesteigung bei Sitka (Alaska) und drei ihm besonders wichtige botanische Erstbeschreibungen. Ferner längere Arbeiten über die Koralleninseln des Stillen Ozeans und die Torfmoore Pommerns sowie schließlich das «wissenschaftliche Glaubensbekenntnis» des Botanikers: Ansichten von der Pflanzenkunde und dem Pflanzenreiche. Es behandelt Grundfragen wie den Unterschied von Pflanzen und Tieren, Urzeugung, Metamorphose, Linnées Klassifikation, arktische und alpine Floren, die Verbreitung von Tieren und Pflanzen. Den 228 Seiten Texte folgen 50 Seiten «Zeittafel», mit Briefzitate gespickt, eine wahre Kurzbiographie; ferner eine Bibliographie alles seit 1839 über Chamisso als Naturforscher Geschriebenen und ein ausgezeichnetes Personenregister. Frau R. Schneebeli-Graf, Mitarbeiterin am Institut für systematische Botanik, Zürich, und Wiederentdeckerin eines J.J. Rousseau-Herbariums, hat wirklich hervorragend gearbeitet. Ein besonderer Glücksfall ist, daß em. Professor Dr. F. Markgraf die Übersetzung jener Chamisso-Texte übernahm, die lateinisch erschienen waren. Eine ganz ausgezeichnete Publikation. Erwin H. Ackerknecht

Das allgemeine Krankenhaus Fürstbischof Franz Ludwig von Erthals in Bamberg von 1789. Ausstellungskatalog, Staatsbibliothek, Bamberg 1984. 109 S., 32 Abb.

Franz Ludwig von Erthal (1730–1795) führte in seinen 16 Regierungsjahren zahlreiche Reformen im Schul-, Armen- und Gesundheitswesen durch. Eine seiner besten Leistungen war das 1789 errichtete Krankenhaus, dem 1984 anlässlich seiner Schließung eine Ausstellung gewidmet war. Deren ausgezeichnete betexteter und bebildeter Katalog liegt hier vor. Er bietet

natürlich vor allem Architektur- und Sozialgeschichtliches, behandelt aber auch z. B. den ersten ärztlichen Direktor, den aus Arolsen stammenden, konvertierten Juden Adalbert Friedrich Marcus (1753–1816), der ja in der Geschichte der romantischen Medizin eine große Rolle gespielt hat.

Erwin H. Ackerknecht

Die medizinische Reform. Eine Wochenschrift. 10. Juli 1848–29. Juni 1849.

Hrsg.: Rudolf Virchow und Rud. Leubuscher. Fotomechanischer Nachdruck. Akademie-Verlag, Berlin (DDR) 1984.

1848–49 gaben Virchow und sein Freund Leubuscher die «Medizinische Reform» heraus. Nach 1879 hat Virchow seine wichtigsten Artikel aus dieser Zeit in seine «Gesammelten Abhandlungen aus dem Gebiet der öffentlichen Medizin und Seuchenlehre» aufgenommen. Aber die Zeitschrift enthielt natürlich viel mehr: Artikel anderer Größen wie S. Neumann, R. Leubuscher, L. Traube, F. Löffler, A. Stich: viele kleine Mitteilungen (besonders über Cholera) und Versammlungsberichte, usw. Sie ist eine sehr wertvolle Quelle. Es war darum sehr verdienstvoll, daß der Georg-Olms-Verlag, Hildesheim/New York, 1975 einen Nachdruck herausbrachte.

Nun ist ein solcher auch in der DDR erschienen. Nachdem aus Moskau die Weisung «vaterländisch tun» gekommen ist, ist in Ost-Berlin Virchow – 1950 dort noch ein antirevolutionärer Nichtskönner – wieder zum großen Ahnen geworden (wie z. B. Tell in der Schweiz von der schäbigen Legende zum roten Freiheitssymbol avancierte). In einem Nachwort bemüht sich Peter Schneck redlich und mit einem gewissen Erfolg, wenn auch behindert durch die vorgeschriebenen sterilen, marxistischen Stereotypen wie «progressiv», «Idealist», den Nachdruck in einen wissenschaftlichen Rahmen zu stellen. Erlangers Leubuscher-Biographie (Zürich 1971) scheint leider nicht bis Berlin Ost vorgedrungen zu sein.

Erwin H. Ackerknecht

Th. Engelmann, *Some papers.* With an introduction by F. L. Meijler. Editions Rodopi, Amsterdam 1984. XVI + 273 S.

Theodor Wilhelm Engelmann, 1843 in Leipzig geboren, ist den – leider nicht zahlreichen – Historikern der Physiologie wohlbekannt als Vorkämpfer (mit Gaskell) der myogenen Theorie der Herzreizübermittlung. Er kam 1867 zu Donders nach Utrecht, wurde auch 1884 dessen Nachfolger, folgte aber 1897 einem Ruf nach Berlin, als Nachfolger von E. Dubois-Reymond, was bezeichnend für seine Bedeutung ist. Er starb 1909 am Diabetes. Er war auch musikalisch sehr interessiert und – wie Billroth – ein Freund von Brahms.

Seine Hauptinteressen waren Reiz, Reizvermittlung und Kontraktion. Er begann bei den einzelligen, untersuchte aber später auch Ureterfunktion und Peristaltik bei höheren Tieren. Seit 1874 experimentierte er am Herzen.

Anlässlich der Verleihung eines Utrechter Ehrendoktors an den US-Cardiologen Ch. Fisch und des 50jährigen Bestehens der Holländischen Cardiologischen Gesellschaft hatte der Utrechter Cardiologe F. L. Meijler die ausgezeichnete Idee, 10 Artikel von Engelmann aus den Jahren 1894–1903 zu reproduzieren, welche die Krönung seiner Herzhrythmusstudien darstellen. – Meijler hat auch eine Einleitung zu dieser Publikation beige-steuert. Da die hier reproduzierten Originale aus der Sonderdrucksammlung von Engelmanns Schüler Wenckebach stammen, der ja für die Klinik führend auf dem Gebiet der Arrhythmien wurde, werden Wenckebachs Anstreichungen gleich mitreproduziert.

Diese verdienstvolle Publikation enthält auch Engelmanns Bibliographie (245 Arbeiten).
Erwin H. Ackerknecht

Karl Sablik, *Julius Tandler, Mediziner und Sozialreformer*. Verlag A. Schendl, Wien 1983. 389 S., 69 Abb. DM 98,–.

Nach dem Ersten Weltkrieg, von 1918 bis 1934, hat sich die Sozialdemokratie der Hauptstadt Wien des durch den Kriegsausgang total verarmten kleinen Landes Österreich einen Weltruf als Pionier integrierender Sozialreformen erworben (in bedauerlichem Gegensatz zu den dortigen Verhältnissen der jüngeren Vergangenheit). Es ist ein echtes Verdienst des Historikers Karl Sablik, eine der hervorragendsten Gestalten dieser Epoche österreichischer Geschichte, Julius Tandler, in einer sehr gründlichen und vielseitigen Studie der Vergessenheit entrissen zu haben.

Bis 1920 war Tandler (geb. 1869) Anatom, seit 1910 ein sehr populärer Lehrstuhlinhaber in Wien. Das erste Viertel des Buches ist dieser Tätigkeit gewidmet. Es ist sehr typisch für Tandler, daß viele seiner anatomischen Arbeiten zu praktischen klinischen Problemen hinleiten, Problemen der Prostata, der dringlichen Operationen, des Zentralnervensystems usw. Er wurde einer der Mitbegründer der neueren Konstitutionsforschung. Sehr bekannt wurde er durch sein Lehrbuch. Er lehrte bis zur politischen Zwangspensionierung 1934.

Mit 50 Jahren wurde Tandler Politiker. Er trat in den Reihen der SPÖ hervor, mit der er wohl seit 1900 sympathisiert hatte. Hier wirkten anscheinend mehrere Dinge zusammen: die außerordentliche Not, die nach Helfern schrie, seine eigenen Neigungen und sein Temperament und wohl

auch die Tatsache, daß in der Anatomie um diese Zeit nicht viel Neues zu tun war. 1919 wurde Tandler Unterstaatssekretär der neuen Republik und Leiter des Gesundheitsamts im sogenannten Staatsministerium für Fürsorge (so einen Posten hätte er wohl auch beim jungen Kaiser Karl bekommen). Nach der Wahlniederlage der SPÖ 1920 wurde er im «roten Wien» Stadtrat für Wohlfahrtswesen und Soziale Verwaltung. Hier hat er in 14 Jahren sein großes Werk, den Aufbau eines geschlossenen Systems der Fürsorge, vollbracht.

Ausgehend von der Pflicht des Staats zur Fürsorge, des Rechts des Individuums auf Fürsorge und der Verantwortung aller, schuf er Eheberatungsstellen, Schwangeren- und Mütterberatung, Kindergärten, die Kinderübernahmestelle, schulärztliche Dienste, Versorgungsheime, Siechenhaus, Tuberkuloseabteilung, Krebsbestrahlung- und Stoffwechselabteilung in Lainz, das Krematorium und das Praterstadion. Er konzentrierte den Kampf vor allem gegen Tuberkulose, Alkoholismus und Geschlechtskrankheiten. Tandler war vor allem Praktiker, voll von unerschöpflicher Energie und Optimismus. Nur Optimismus kann es ihm, dem als Juden Geborenen, möglich gemacht haben, in der antisemitischen Kloake in Parlament und Universität auszuhalten (nicht umsonst wurde der größte Judenmörder aller Zeiten in Wien geformt). Ich würde die diesbezüglichen Zitate von K. Sablik vielleicht anzweifeln, wenn ich im Sommer 1927 nicht selbst erlebt hätte, wie etwa 30 Antisemiten straflos die Universität für Tage schlossen. Die einzige Verhaftung war ein protestierender deutscher Farbenstudent! Hätte Tandlers Optimismus auch den bei seinem Tode gerade anlaufenden «Endlösungen» in Deutschland und Rußland standgehalten?

Als Theoretiker war Tandler eher schwach. Er zitierte die historisch unhaltbare Behauptung von K. Marx, daß der Kapitalismus den Arzt «proletarisiert» hätte, huldigte gleichzeitig aber peinlich sozialdarwinistischen Auffassungen, wie «produktive» und «unproduktive» Wohlfahrtsaufgaben, oder das «organische Kapital». Er konnte sich durchaus auch täuschen; z. B. lobte er die US-Prohibition, eine der ärgsten Fehlreformen der Geschichte; die antiautoritären Eggenberger Erziehungsreformen; das «größte soziale Experiment in der Menschheitsgeschichte» (Rußland), usw. Aber als Praktiker und Mensch war er so beeindruckend, daß er z. B. auch beim Völkerbund in den USA, in China und Rußland als Berater wirkte. In Moskau ist er nach halbjährigem Aufenthalt 1936 gestorben.

Ich hätte persönlich gern etwas mehr über sein Werk in bezug auf sonstige Konstitutions- oder Infantilismus-Forschungen oder den Wiener Woh-

nungsbau gehört. Aber eine merkliche Schwäche des Buches liegt nicht im Mangel, sondern im Überfluß an Material. Die Überfülle von oft bürokratischen Details erschwert leider die Lektüre dieses sonst so lesenswerten Werkes.

Erwin H. Ackerknecht

Achim Thom (Hrsg.), *Zur Geschichte der Psychiatrie im 19. Jahrhundert*. Verlag Volk und Gesundheit, Ost-Berlin 1984. 168 S., 17 Abb.

Diese DDR-Publikation besteht aus 6 kurzen, von den leitenden Beamten verfaßten Darstellungen der Geschichte der Anstalten Neuruppin, Pirna, Anhalt, Sachsen, Altscherbitz und Berlin im 19. Jahrhundert und einer Bibliographie. Es ist brauchbares Material zur ziemlich tristen Geschichte der Anstaltsorganisation. Die wissenschaftliche Psychiatrie fehlt, und fast jeder Beitrag enthält natürlich ein Körnchen Parteichinesisch. Eingeleitet wird die Schrift vom Herausgeber, Prof. A. Thom, Direktor des K.-Sudhoff-Instituts, der vor allem in gut marxistischer Tradition Zensuren austeilt («progressiv», «reaktionär» usw.). Als ehemaliges Mitglied des Leipziger Instituts unter Sudhoff und Sigerist finde ich es beschämend, daß der gegenwärtige Direktor Paul Broca für einen Italiener hält, Griesinger 10 Jahre nach seinem Tod sterben läßt, von «hospiteaux generals» schreibt, usw. Einer der zwei beitragenden «Ausländer» ist der als Psychiatriegeschichtsklitterer und Liquidator von Gütersloh bekannte K. Dörner, der den genialen Vorschlag vorbringt, die Psychiatrie in die Hände der Pfleger zu legen.

Erwin H. Ackerknecht

Florian Tennstedt, *Porträts und Skizzen zur Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland*. 602 S., 64 Abb. Selbstverlag des Autors, Gesamthochschule Kassel 1983. DM 25,-.

Artikel sind leider, ob gut oder schlecht, Eintagsfliegen. Es ist daher sehr zu begrüßen, daß Prof. F. Tennstedt, Kassel, von dessen 10 Büchern ich drei in diesen Spalten besprochen habe, von seinen ungefähr 50 Artikeln die 16 wichtigsten (publiziert zwischen 1975 und 1983) in diesem Buch zusammengefaßt hat. Auch sie kreisen um die Geschichte der Sozialversicherungen auf dem Hintergrund der allgemeinen Sozialgeschichte. Das Buch beginnt mit Tennstedts 100-Seiten-Beitrag zu Blohmkes Handbuch der Sozialmedizin «Sozialgeschichte der Sozialversicherung», der das Wesentliche über die Geschichte der deutschen Kranken-, Unfall- und Rentenversicherung von 1871 bis 1974 berichtet. Eine ganze Reihe früherer Führer der Krankenkassenbewegung wie der spätere Anarchist und Asconese Raphael Friedeberg, der

Vater der Berliner Wohnungsenquete Albert Kohn, der bedeutende Syphilitiskämpfer Alfred Blaschko, ein Fr. Kleeis, ein H. Noetel, ein Franz Caspar werden uns in biographischen Skizzen nähergebracht. Auch die Studie über die ersten 100 Jahre des «Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge» mit seinem «Führer» Polligkeit oder den Vergleich der Anfänge der Sozialpolitik in Deutschland oder England möchte man nicht missen. Am meisten haben mich fasziniert die Beiträge über Paul Mayet und Ignaz Zadek. Wir Medizinhistoriker wissen im allgemeinen über den deutschen Beitrag zur japanischen Medizin. Daß dieser Beitrag auch in der Sozialpolitik sehr groß war, habe ich erst aus der Biographie des Statistikers Paul Mayet (1846–1920) gelernt, der von 1875 bis 1894 in Japan wirkte und Dinge wie staatliche Versicherungen, Sparkassen usw. in Japan importierte. Von 1898 bis 1912 leistete er noch Bedeutendes im Statistischen Reichsamt. Ignaz Zadek (1858–1931), der Vater der sozialistischen Ärztebewegung in Deutschland, den ich noch persönlich kennenlernen durfte, ist nur völlig zu verstehen, wenn man die durch Prof. Tennstedt mit bewundernswertem Forschungseifer aufgespürten verwandtschaftlichen und ideologischen Beziehungen Zadeks zu Eduard Bernstein (1850–1932), dem berühmten «Revisionisten», dem klarstedenkenden und aufrechtesten der direkten Marxschüler erfährt. Bernstein hatte Zadeks Schwester Regine geheiratet. Zadeks Frau July war eine Nichte Bernsteins. Man erfährt auch viel über Bürokratien in diesem Buch: Kassenbürokratien (meist SP) und Ministerialbürokratien (meist Zentrum). Aber es ist unmöglich, in einer Besprechung den Reichtum des Buches wiederzugeben. Man muß es lesen!

Erwin H. Ackerknecht

Anthony R. Michaelis, Roswitha Schmid, *Wissenschaft in Deutschland, Niedergang und neuer Aufstieg*. Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft Stuttgart 1983. 98 p., 44 Abb., 2 Tab.

Dieses kleine, aber sehr inhaltsreiche Buch beginnt mit dem heute unvorstellbaren Trümmerhaufen: Deutschland 1945. Man ging aber sogleich mit Fleiß und starkem Willen an den Wiederaufbau unter der Ägide von Notgemeinschaft und Forschungsrat, die 1951 zur *Deutschen Forschungsgemeinschaft*, einer unabhängigen Körperschaft mit einem Jahresbudget von 864 Millionen DM zusammengefaßt wurde. Bereits 1946 wurden die Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft als Max-Planck-Gesellschaft weitergeführt, um deren Entwicklung Otto Hahn sich besondere Verdienste erwarb. Probleme damals waren u. a. das Flüchtlingsproblem, der «brain

drain», die jüdischen Wissenschaftler, von denen meiner Erfahrung nach nur sehr wenige zurückkehrten. (Der Autor stützt sich hier auf W. Röders "Biographical Handbook of Emigration", dem als unsorgfältig zu mißtrauen ist.)

«Keimzellen der Wiedergeburt» waren die Universitäten, die laut Autor leider durch die «Erziehungsreformen» der sechziger Jahre schwer geschädigt wurden. (Wer hätte gedacht, daß einmal die deutsche Matura in der Schweiz nicht mehr als Zulassung zur Universität anerkannt würde? Derselbe Abstieg ist allerdings auch in den USA oder in England zu verzeichnen.) Ferner die Max-Planck-Institute und die *Industrieforschung*. Auch erhielt die deutsche Forschung \$ 40 000 000 an Marshallplangeldern zwischen 1948 und 1952 und profitierte von der Währungsreform 1948. Ab Mitte der fünfziger Jahre flossen die Forschungsgelder wieder, um 1979 10 Milliarden zu betragen. Seit 1948 gibt es auch ein eigenes Bundesministerium für Forschung und Technologie. Von allen Wissenschaftsgebieten scheint die Chemie am besten abgeschnitten zu haben und wieder international bedeutend zu sein, sowohl was Forschung als auch was Produktion betrifft. Während am anderen Ende der Skala eine unterentwickelte Biologie, Mathematik und klinische Forschung stehen. Finanzierungsmäßig sind neben der öffentlichen Hand sehr wichtig der Stifterverband (1949) und die Stiftung Volkswagenwerke (1961).

Der Verfasser versucht anhand von Nobelpreiszahlen und Science Citation Index herauszubekommen, ob Deutschland wissenschaftlich das Niveau von vor 1933 wieder erreicht hat. Beides spricht dafür, daß dies nicht der Fall ist. Meiner Meinung nach hatte es seine Führungsrolle bereits 1914 verloren. Es ist aber verwunderlich, daß ein Land, das seine Eliten so rücksichtslos dreimal in 30 Jahren (1914–1918, 1933, 1940–1945) verheizt hat, überhaupt wieder das Prestige erlangt hat, das es z. B. durch Besuch der Lindau-Tagungen (seit 1951) oder ausländische Beanspruchung der A.-von-Humboldt-Stiftung (seit 1953) zu genießen scheint. Der englische Verfasser schließt also mit Recht, daß «die große, wenn auch keineswegs vollkommene Erholung der Wissenschaft in Deutschland als ein einzigartiger deutscher Erfolg zu werten ist». Das Buch bietet auch ausgezeichnete Illustrationen, Bibliographie und Personenverzeichnis.

Der Titel ist leider ein misnomer. Statt Deutschland müßte es BRD heißen. Mit keinem Wort wird erwähnt, daß es «Deutschland» nicht mehr gibt, sondern nur noch eine BRD und eine DDR, über deren wissenschaftliche, sehr viel bescheidenere Blüte man nichts hört. Erwin H. Ackerknecht

Mirko D. Grmek, *Les maladies à l'aube de la civilisation occidentale. Recherches sur la réalité pathologique dans le monde grec préhistorique, archaïque et classique.* Payot, Paris 1983. 527 S. Ffr. 160.—

Der weite Raum des östlichen Mittelmeers, und ganz besonders «die griechische Welt» ist der Schauplatz dieser Geschichte der Krankheiten in der Frühzeit unserer Zivilisation, doch immer wieder lenkt der Autor den Blick des Lesers auch nach Indien und China oder ins präkolumbische Amerika. In dieser Weite breitet Grmek eine gewaltige Fülle des Stoffes aus: paläo-pathologische Skelettbefunde, archäologische Denkmäler, medizinische und nichtmedizinische Texte. Er gestaltet dieses Material, indem er das Licht der philologischen und medizinhistorischen Studien anderer, die er in geradezu enzyklopädischem Ausmaß kennt, darüber spielen läßt und das medizinische Wissen unserer Zeit – Klinik, Mikrobiologie, Immunologie – heranzieht, um die alten Befunde und Texte verständlich zu machen. Die Vielfalt der Gesichtspunkte, diese unentbehrliche Sicherung gegen unrealistische Verzerrungen der Dinge, kommt so aufs schönste zur Wirkung. Der Mediziner und Medizinhistoriker Grmek weist dabei dankbar auf den Gewinn hin, den er aus dem Gespräch mit seinen «amis philologues» – an erster Stelle Fernand Robert – sowie mit seinen Studenten und Seminarteilnehmern gezogen hat.

Vor verfehlter Rückprojektion unserer eigenen wissenschaftlichen Anschauungen in die ferne Vergangenheit ist Grmek durchwegs auf der Hut. Dazu hilft ihm schon sein Konzept der *Pathokoinose* (*pathocénose*, S. 14 ff. – *koinos* = gemeinsam) als der Gesamtheit der Krankheitszustände bei einer bestimmten Bevölkerung zu einer bestimmten Zeit. Dabei werden Häufigkeit und Verbreitung jeder Krankheit von allen andern mitbestimmt. Die Hippokratischen «Epidemien» geben solche Pathokoinosen wieder. Grmek sieht aber auch in der Schrift «Von der Umwelt», mit ihrer m. E. schematisch-didaktisch stilisierten Charakteristik des lokalen Krankheitspektrums je nach Ortslage, die Beschreibung der tatsächlich beobachteten Pathokoinose. Im konkreten Fall der von Deichgräber so genannten «Hustenepidemie» von Perinth auf Thasos (*Epid. 6*, Abschnitt 7) erweist sich Grmek's Begriff als sehr glücklich: man braucht sich nicht länger zu bemühen, die Vielfalt der geschilderten Symptome auf eine einzige Krankheit zu beziehen, wie das schon Littré versuchte; es handelt sich vielmehr um eine Pathokoinose, «la constitution épidémique d'un rude hiver en Thrace» (Kap. XII) mit grippalen Syndromen, Diphtherie, Lungenschwindsucht, Keuchhusten und Nachtblindheit. Wichtig ist, daß der Begriff der Patho-

koinose die Krankheit nicht nur als biologisches, sondern auch als soziokulturelles Phänomen erfaßt.

Zu den grundlegenden Kapiteln des Buches gehört u. a. das dritte über die Paläo-Demographie: in subtiler Detektivarbeit zieht Grmek seine Schlüsse über Lebensdauer, Dichte und Gesundheitszustand der griechischen Bevölkerung zu verschiedenen Zeiten. Manches bleibt wohl hypothetisch, aber fest steht z. B. die kürzere Lebensdauer der Frauen in der klassischen Epoche.

Im Zentrum des Buches stehen die großen Krankheiten und Krankheitsgruppen: eitrige Entzündungen, Lepra, Tuberkulose, Malaria. Dabei fragt der Autor stets nach der durchaus nicht unwandelbaren medizinischen Realität und konfrontiert sie mit den noch viel wandelbareren ärztlichen Anschauungen.

Mit seinem V. Kapitel, «L'origine et la dissémination de la syphilis», überschreitet Grmek den Rahmen seines Buches, um eine Weltgeschichte der Treponematosen zu geben – was man ihm noch so gerne verzeiht: Das *Treponema pallidum* hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach erst in Amerika aus dem älteren *T. pertenue*, dem Erreger der Frambösie, entwickelt. Grmek spricht sich mit guten und z. T. neuen Argumenten für den amerikanischen Ursprung der Geschlechtskrankheit Syphilis aus. Die antiken medizinischen Texte erwähnen überhaupt keine sexuelle Übertragung irgendeiner Krankheit.

Für die Lepra kommt Grmek zum Schluß, sie sei schon um 1400 v. Chr. an die phönizische Küste und nach Kanaan vorgedrungen. Der biblische Begriff *Aussatz* (*tsarâ'ath*) umfasse zwar verschiedene Formen von Hautausschlägen, meine aber in seinem Kern die wirkliche Lepra. Diese sei die einzige Krankheit, die den Ausschluß aus der Gesellschaft zu rechtfertigen vermocht habe, eine Sanktion, die auch Babylonier und Perser kannten. Ich gebe gerne zu, daß mich Grmek's umsichtige Argumentation überzeugt hat.

Diese fragmentarischen Ausführungen müssen genügen. Was dem Buch an Geschlossenheit abgehen mag, wird durch seine Vielseitigkeit mehr als aufgewogen. Reich an Stoff, voll kluger, zuweilen auch kühner Reflexion und lebendiger Diskussion, ist Grmek's Werk zugleich sehr instruktiv und höchst anregend – in seiner Art ein Meisterwerk. Huldrych M. Koelbing

Jean Starobinski, *Montaigne en mouvement*, Bibliothèque des Idées, Editions Gallimard, s.l. [1982]. 379 p.

M. Starobinski vient d'enrichir la littérature montaigniste d'un gros ouvrage

qui remonte à une série d'articles publiés à diverses époques. Pour la présente publication ils ont été refondus et mis à jour, une grande partie du volume est inédite. Cette savante analyse de certaines «surfaces» – nous empruntons ce mot à Sainte-Beuve – qui se superposent en Montaigne comme en chaque homme, présentera quelques difficultés aux lecteurs peu versés dans le style de la critique la plus moderne. Abondant et touffu, ce livre ne peut guère servir d'introduction aux *Essais*; son dessein vise plus haut. Comme Montaigne appartient aussi à l'histoire de la médecine nos historiens liront avec intérêt l'ouvrage de M. Starobinski riche en passages relevant de la psychologie. Nous renvoyons surtout au chapitre IV, «Le moment du corps», qui a particulièrement traité à certains problèmes médicaux (p. 169–222).

Au départ de son travail, l'auteur dit rencontrer une question qui s'adresse à Montaigne et que Montaigne se serait posé lui-même: «Une fois que la pensée mélancolique a récusé l'illusion des apparences, qu'advient-il ensuite? Que va découvrir celui qui a dénoncé autour de lui l'artifice et le déguisement?» (p. 7). «Partant d'une inquiétude moderne», M. Starobinski pose «à Montaigne, dans son texte, les questions de notre siècle» (p. 8).

Usant de toutes les ressources d'une lucide et pénétrante perspicacité, l'auteur s'adonne à l'étude du mouvement que l'on trouve chez et en Montaigne et qui fut déjà remarqué par Gustave Lanson en 1934. M. Starobinski fait participer son lecteur à «toutes les variations d'une chaconne» (p. 9) en dessinant «un parcours à travers différents registres: l'amitié, la mort, la liberté, le corps, l'amour, le langage, la vie publique» (p. 9). Ces thèmes forment la charpente des sept imposants chapitres aux titres parfois insolites mais toujours suggestifs.

Au cours de son analyse, M. Starobinski parviendra dans son *Montaigne en mouvement*, qui sera aussi «un mouvement en Montaigne» (p. 8, c'est l'auteur qui souligne), à ce «point d'aboutissement [...]: faute de pouvoir rejoindre l'être, Montaigne reconnaît la légitimité de l'apparence (p. 8). Cette proposition ne sera pas sans provoquer quelque émoi chez certains montaignistes. Nous faudra-t-il vraiment prendre la croûte, le décor pour réalité intrinsèque?

L'ouvrage se termine par une ample bibliographie qui «ne propose qu'une (sic! *lapsus typographicus*) répertoire d'ouvrages, la plupart récents» (p. 375). En effet, la bibliographie de ce livre dont le copyright est daté de 1982 s'étend jusqu'en 1981. A la page 369, sous la rubrique «*Périodiques et recueils d'études*», M. Starobinski mentionne: «*Bulletin de la Société des amis*

de Montaigne, 1912 – se continue (4 séries).» On ne voit pas pour quels motifs ne sont indiquées que «4 séries» de ce *Bulletin* (BSAM) qui a pour objet l'étude de Montaigne, de son œuvre et de son temps. En effet, la quatrième série du *BSAM* finit en 1971, la cinquième s'étend de 1972 à 1979, et la sixième, commencée en 1980, continue à paraître. Nous regrettons que M. Starobinski n'ait pas jugé utile de prendre connaissance des récents travaux de ce périodique scientifique; dans tout l'ouvrage nous n'avons décelé aucune référence à un article paru dans le *BSAM*. Dans le chapitre V, «Dire l'amour», n'aurait-il pas été de mise de renvoyer à la série d'études que nous devons à M. Jacques de Feytaud et qui parurent dans la cinquième série du *BSAM* sous le titre global «De l'Amour»?

L'ouvrage de M. Starobinski, intéressant à lire, est à joindre à la longue série des grands ouvrages traitant de Montaigne. Il est vrai que chaque maître y a présenté *son* Montaigne, *son* dialogue avec celui qui fut «le français le plus sage qui ait jamais existé» (Sainte-Beuve). René Bernoulli

Formes de pensée dans la Collection Hippocratique. Actes du IV^e Colloque International Hippocratique, Lausanne 21–26 septembre 1981, éd. par F. Lasserre et Ph. Mudry. Librairie Droz, Genève 1983. 541 p.

Ce beau volume contient le texte des quarante-trois communications présentées au dernier Colloque Hippocratique, qui s'est tenu à Lausanne il y a trois ans. Modifiant la tradition des dernières rencontres – où la liberté totale des sujets avait été laissée aux participants – les organisateurs avaient cette fois-ci proposé un champ d'étude particulier. L'homogénéité qui en était attendue, ainsi que le désir de donner une plus large audience à ces exposés, étaient deux avantages qui compensaient l'éventuelle absence de quelques communications. Le résultat a dépassé largement cet espoir, tant par le nombre des participants, que par l'accueil exceptionnel qu'a reçu cette rencontre.

Il ne peut être question, dans le cadre d'un bref résumé, de citer chacun de ces exposés, qui tous mériteraient une analyse. Disons simplement qu'après un «Hommage à Louis Bourgey» (J. Jouanna), plusieurs d'entre eux traitent de problèmes concernant le langage médical, tels «Médecine et protection. Essai sur une archéologie philologique des formes de pensée» (J. Jouanna), «Literacy and the development of Hippocratic medicine» (I. M. Lonie), «Préalables linguistiques à l'interprétation de termes techniques attestés dans la *Collection hippocratique*» (J. Irigoien), et «Quelques remarques sur le travail linguistique du médecin» (D. Lanza).

D'autres, par contre – tout en respectant le thème prescrit – s'étendent à des sujets très divers, tels les «Remarques sur l'inné et l'acquis dans le *Corpus hippocratique*» (J. Pigeaud), ou l'article «Les végétaux dans le *Corpus hippocraticum*» (J. Desautels et M.-Chr. Girard), ou encore «Le traité des vents et la question hippocratique» (J. Ducatillon). Certains auteurs – partant de sujets très différents – se retrouvent dans leurs conclusions, tels G. Brătescu («Le problème de la mesure dans la *Collection hippocratique*») qui, lorsqu'il affirme, à propos de l'hippocratisme, «puisque (...) sa méthode de penser n'est pas inductive et analytique mais déductive et synthétique, la mensuration ne présente pas pour lui une importance capitale» rejoint S. Byl («La vieillesse dans le *Corpus hippocratique*») écrivant «on a le vif sentiment que les médecins du *Corpus* envisageaient la vieillesse d'un point de vue beaucoup plus qualitatif que quantitatif». Ce n'est pas le moindre intérêt de la lecture de ces textes, si riches dans leur diversité, que de découvrir de tels points de rencontre.

Notons encore que – comme on pouvait s'y attendre – le soin mis à l'édition de cet ouvrage est à la mesure de la qualité des communications.

Roger Mayer

Jean Dupèbe, *Nostradamus – Lettres inédites*. Travaux d'Humanisme et Renaissance N° CXCVI. Librairie Droz, Genève 1983. 186 p.

En 1629, César de Nostredame – fils aîné de Nostradamus – fait don à son neveu Peiresc d'un très précieux volume, en lui recommandant solennellement de le conserver dans sa bibliothèque à l'abri des regards indiscrets. Il s'agissait des «Épistres latines» de son père, soit 51 lettres présentées en copies calligraphiées, soigneusement classées dans l'ordre chronologique, et dont tout porte à croire qu'elles avaient été collationnées en vue d'une publication.

Cette correspondance – actuellement conservée à la Bibliothèque Nationale de Paris – présente un triple intérêt. Tout d'abord, elle nous renseigne sur une partie de la clientèle et des relations de l'illustre astrologue: prélats, moines, médecins, hommes de loi, et elle nous confirme l'existence de liens certains, qui unissaient, à l'époque, l'astrologie et le pouvoir. Le deuxième intérêt de ces lettres est de donner un éclairage nouveau à la *Préface* des premières prophéties de Nostradamus à son fils César, ainsi qu'à l'*Épître dédicatoire* à Henri II. On sait que ces deux textes, d'une parfaite obscurité, ont donné lieu à des réactions particulièrement vives chez les amis ou les clients de Nostradamus. Ces lettres nous donnent un reflet indirect de ces

protestations mais elles nous permettent surtout de connaître les réponses de Nostradamus à ces critiques: il s'explique, expose sa méthode, en raconte les origines et en démontre la valeur. Il insiste sur les particularités propres à sa technique de calcul, «héritée de ses ancêtres», ainsi que sur l'origine de son savoir mathématique, qui remonterait à la science des «prisci mathematici» Indiens et Babyloniens. Enfin, le troisième intérêt de cette correspondance inédite est de nous faire découvrir un aspect assez peu connu de la personnalité de l'astrologue, et qui concerne ses convictions en matière de religion. On y découvre ainsi que Nostradamus – contrairement à une notion usuellement répandue – inclinait clairement vers la Réforme. Cela ressort sans ambiguïté de divers textes, où il démontre une bien plus grande compréhension pour la cause des protestants (qu'il nomme «les chrétiens») que pour celle des catholiques (qu'il appelle «papistes»...) et dont il stigmatise, d'ailleurs, la violence et le fanatisme. On pourra en déduire que son attitude générale a été, au fond, assez ambivalente et que ses fréquentes protestations d'orthodoxie furent surtout commandées par la prudence et l'opportunisme.

Ce volume, magnifiquement édité, comprend le texte latin intégral (simplement élagué des éléments de pure technique astrologique tels qu'horoscopes, directions et révolutions) et il est imprimé dans une typographie impeccable. La ponctuation a été modernisée, l'orthographe parfois légèrement modifiée (suppression des accents, distinction des u et des v, etc.) et quelques fautes corrigées, là où des erreurs de copiste étaient manifestes. Enfin, précisons que le texte latin de chaque lettre est suivi d'un bref résumé en français et l'ensemble de l'ouvrage complété par un index des correspondants de Nostradamus et par un index général extrêmement complet.

Roger Mayer

Claude Bonard, *Aliénistes et maladies mentales à Genève: un prolongement méconnu de la révolution de 1846, l'«affaire Coindet»*. Mémoire de licence en sciences de l'éducation, Université de Genève février 1984. 118 p. dactylographiées, en vente chez l'auteur, 10, rue des Chaudronniers, 1204 Genève. Fr. 15.–.

L'auteur débute par un rappel historique, brossant à grands traits les caractéristiques de la vie sociale et politique genevoise – de la Restauration à 1860 – et tentant au passage d'expliquer la genèse des événements qui conduisirent à la révolution de 1846 et à la victoire de James Fazy. Il y précise en particulier le rôle de la presse et se propose de montrer comment –

dans le cadre des changements qui en résultèrent – l'«affaire Coindet» a pu avoir une influence sur la structure de prise en charge des aliénés dans la *regio genevensis*.

Cette «affaire» commence très précisément le 26 mars 1856, au moment où le Chancelier de la République et Canton de Genève informe le D^r Jean-Charles Coindet qu'il est démis par le Conseil d'Etat de sa fonction de médecin principal de l'Asile des aliénés. Le prétexte? L'internement d'une jeune fille de 14 ans, que le D^r Coindet était accusé d'avoir ordonné de façon arbitraire! La nouvelle fait du bruit. Coindet – qui est le fondateur de l'asile dont il préside le comité depuis vingt-deux ans – est une personnalité en vue, écoutée et respectée. La polémique qui se développe, dans la presse locale puis dans toute la ville, permet de mesurer la gravité du scandale. L'auteur nous démontre – documents à l'appui – que la querelle a des racines essentiellement politiques, dans cette atmosphère de guerre civile larvée où s'affrontent à Genève deux tendances opposées: celle de J. Fazy, aux idées novatrices, et celle des conservateurs. On sait que le Conseil d'Etat eut finalement, en 1856, le dernier mot.

Dès lors, le D^r Coindet va se consacrer à sa clientèle et s'occuper de questions d'hygiène, de médecine légale et d'aliénation mentale. Influencé par les expériences réalisées en Angleterre, en Ecosse et en France, il est devenu un adepte des idées de Tuke, Cullen et Conolly. De plus il n'ignore pas les travaux des aliénistes français, en particulier ceux de J.-P. Falret et F.-A. Voisin. Il va ainsi, en connaissance de cause, créer – avec l'aide financière d'amis genevois – un établissement modèle à la Métairie, près de Nyon, destiné au traitement de patients aisés atteints de maladie psychique, qui, jusqu'alors, devaient se faire soigner à l'étranger. Cl. Bonard souligne l'intérêt de cette innovation apportée par Coindet, qui introduisit à la Métairie les concepts de traitement moral et de resocialisation.

Ce travail de licence – qui a obtenu la mention «excellent» – apporte bon nombre d'idées intéressantes, il est enrichi d'abondantes citations et il constitue ainsi un document non négligeable pour l'histoire médicale et politique de Genève au XIX^e siècle. Roger Mayer

Hans Joachim Schwanitz, *Homöopathie und Brownianismus 1795–1844* (zwei wissenschaftstheoretische Fallstudien aus der praktischen Medizin), Medizin in Geschichte und Kultur, Band 15. Stuttgart/New York 1983. Gebrauchte T.S. Kuhn in seiner «Struktur wissenschaftlicher Revolutionen» die Tatsachen der Wissenschaftsgeschichte des 16. und 17. Jahrhun-

derts, um daraus sein Konzept vom Paradigmawechsel abzuleiten, so geht Schwanitz in seiner Untersuchung umgekehrt vor und prüft anhand des Brownianismus und der Theorie der homöopathischen Bewegung verschiedene wissenschaftstheoretische Entwürfe, die er in einem Einleitungskapitel kurz vorstellt. Ausgehend von Sir K. Popper und T. S. Kuhn berücksichtigt er L. Krüger über die Kommensurabilität wissenschaftlicher Theorien, zieht W. Stegmüller über die Theorienbildung mittels methodologischer Reduktion in Betracht und stellt schließlich E. Oesers Konzept von der Theorie als kybernetischem System vor. Das geschichtliche Material, das Schwanitz seiner Untersuchung zugrunde legt, sind zur Hauptsache weit über 150 Artikel aus dem «Journal für practische Arzneykunde und Wundarzneykunst» der Jahrgänge 1795–1844, insofern es die Brownsche und Hahnemannschen Thesen behandelt. Ergänzt wird das Material durch einige weitere Äußerungen des Journal-Herausgebers C. W. Hufeland sowie einiger anderer prominenter zeitgenössischer Ärzte. Der Autor bezieht sich demnach nur auf die Rezeption der beiden besagten Theorien im deutschen Sprachraum. Er geht dabei alternierend vor, indem er aus dem Journal zitiert und im Hinblick auf Rekonstruktion, Analyse und Theorienvergleich kommentiert. Diese Arbeitsweise, die den wissenschaftlichen Raster laufend anlegt, gestaltet zwar die Lektüre nicht besonders fließend, lohnt aber den Aufwand. Die Resultate sind höchst interessant und aufschlußreich. Des weiteren zeigt Schwanitz, wie die im Journal zu Worte gekommenen Ärzte selbst ein evolutionäres Bild ihrer Arzneiwissenschaft hatten, die in Einzelschritten der als objektiv und absolut aufgefaßten Wahrheit näher käme. Sie waren ferner der Meinung, daß der Brownianismus einer Revolution in der Medizin gleich käme, während die Hahnemannsche Theorie eine Reform sei. Das Selbstverständnis dieser Ärzte scheint dem Autor richtig. Er stellt außerdem Parallelen dazu in verschiedenen heutigen wissenschaftstheoretischen Konzepten fest, dergestalt daß sich die logisch/theoretisch postulierte Entwicklung der Begriffe und Theorien im geschichtlichen Ablauf wieder finden läßt. Abschließend macht Schwanitz anhand von Poppers Falsifizierbarkeitskriterium plausibel, wie die Brownsche Theorie, eben weil sie so leicht zu falsifizieren war, schon bald fallen gelassen wurde; umgekehrt ist diejenige Hahnemanns nicht zu falsifizieren, weil sie nicht in sich selbst geschlossen ist. Der Brownianismus wäre demnach als mißglückte wissenschaftliche Revolution, die unwiderlegbare homöopathische Theorie dagegen als eine immer noch im Gange sich befindliche Evolution anzusehen.

Antoinette Stettler

Istvan Benedek, *Semmelweis' Krankheit*, Akadémiai Kladó, Budapest 1983. Als Assistent an der Zweiten Wiener Gebärklinik beobachtete Semmelweis im Jahre 1847 bekanntlich den Zusammenhang zwischen der Kindbettmortalität und der mit ungewaschenen Händen an der Gebärenden vorgenommenen Vaginaluntersuchung; ferner sah er bei den Obduktionen, daß der Tod im Puerperium auf einer Pyämie bzw. Sepsis beruhte. Beide epochalen Entdeckungen, die seit etwa 1870 als bakterielle Infektion erklärt werden konnten, gab Semmelweis 1847 nur zögernd, seit 1857 aber mit um so aggressiverer Polemik bekannt. Dieser doch recht eigentümliche Umstand sowie sein früher, unter teilweise ungeklärten Umständen 1865 in der Irrenabteilung des Wiener Krankenhauses erfolgter Tod gaben Anlaß zu einer reichen und teils auch spekulativen Literatur. Es ist unlängst sogar die These von Semmelweis' Ermordung vorgetragen worden (Sillo-Seidl, 1977 und 1978).

Aus der Feder von Benedek kommt nun aus Budapest eine Pathographie in den Westen, welche diese Kontroverse um den ungarischen Arzt ins rechte Licht zu rücken beabsichtigt. Benedek hat schon mehrfach über Semmelweis publiziert und kommt zur wohlfundierten Ansicht, daß dieser an der Syphilis erkrankt und an der progressiven Paralyse verstorben sei. Damit kann der Autor zweierlei verständlich machen. Einmal gewinnt die sonderbar verbohrt Art, mit welcher Semmelweis zehn Jahre nach seinen Entdeckungen um deren Anerkennung rang, als Krankheitscharakteristikum eine neue Perspektive; ferner wird einsichtig, weshalb 1897 an der 50-Jahr-Feier der Semmelweisschen Entdeckungen sein als anrühlich geltender Tod vertuscht worden war. Durch die Krankheit dergestalt «rehabilitiert», bekommt Semmelweis beinahe den romantischen Status des tragischen Genies. Dazu wäre anzumerken, daß eine wichtige Entdeckung, auch wenn sie sich in der Retrospektive als noch so genial erweist, in den allermeisten Fällen nicht die Genietat eines Einzelnen war, sondern aus vielgestaltig verflochtenen, oft weit auseinanderliegenden Elementen zusammengesetzt ist. Gerade die Geschichte der Eliminierung der Kindbettmortalität ist ein schönes Beispiel für eine solche Verflechtung. In diesem Sinne steht Benedeks Pathographie noch in der Tradition des 19. Jahrhunderts, in welcher dem Genie eine zu pathetische Bedeutung zugemessen wurde.

Antoinette Stettler

Wolfgang Eich, *Medizinische Semiotik zwischen 1750 und 1850*, ein Beitrag zur Geschichte des Zeichenbegriffs in der Medizin, Diss. med. Freiburg/Breisgau 1980 (Manuskript).

Semiotik ist ein Begriff, der in der Medizin des deutschen Sprachgebietes kaum mehr gebräuchlich ist. Im Gegensatz dazu verwendet ihn die angelsächsische und französische Medizin sogar noch als Unterrichtsfach in seiner ursprünglichen Bedeutung als Lehre von den Krankheitszeichen. Es ist das Verdienst von Eich, auf diese «vergessene» Disziplin, die auch im deutschen Sprachbereich während 100 Jahren existierte, aufmerksam zu machen. Zu diesem Zweck untersucht er die Lehrbücher der Semiotik der Ärzte E. A. Nicolai, J. D. Grau, C. G. Gruner, F. G. Danz, J. C. A. Heinroth und K. C. Wolfart, alle zwischen 1750 und 1850 erschienen. Nicht nur zeigt der Autor sehr schön die Gemeinsamkeit der Absicht dieser «Semiotiker» und begründet dadurch die Abgrenzung einer eigentlichen, eben semiotischen Epoche in der Medizin, sondern er stellt auch die solcherweise charakterisierte Periode in den größeren Entwicklungszusammenhang medizinischer Anschauungsweisen.

Das Zeichen, das auf eine Krankheit hindeutet, wird in der deutschen Sprache heute Symptom genannt. Diesen ursprünglich antiken Begriff sowie auch denjenigen des «semeion» = Zeichen unterzieht der Autor unter Berücksichtigung der hippokratischen Schriften Epid. I und III und Prognostikon einer genauen Analyse und kommt zum Schluß, daß «semeion» im hippokratischen Kontext ganz ausschließlich prognostische Bedeutung besaß, und zwar beinahe im mantischen Sinne. «Symptoma» – es sei beigefügt – heißt indessen alles, was dem Kranken zustößt, fast im Sinne des heutigen Unfalls. Während Eich zeigt, daß die hippokratische Medizin dergestalt eine prognostische war, in welcher das ärztliche Handeln also darauf zielte, das gute oder schlimme Ende einer Krankheit vorauszusagen und daher die Krankheitszeichen in der Art des Augurs zu deuten, war die semiotische Periode, die als solche im frühen 18. Jahrhundert ansetzt, von einem ganz anderen Anliegen geleitet. Zwar war das Selbstverständnis der Semiotiker des 18. und 19. Jahrhunderts von der Idee einer hippokratischen Renaissance bestimmt, doch erweist sich dies eindeutig als eine Selbsttäuschung. Gingen die hippokratischen Schriften eben davon aus, das «semeion» als Anzeichen der Zukunft zu betrachten, so wollten die Semiotiker demgegenüber das «semeion» als einen naturwissenschaftlich/medizinischen Grundtatbestand erfassen im Sinne, wie ihn etwa Newton für die Fakten der Physik postulierte. Da die Semiotiker die Medizin zur Wissenschaft umformen wollten, gingen sie daran, die Vielzahl der «semeia» aufzuzählen und zu ordnen. Beeinflußt auch von den Systematikern wie Boissier de Sauvages, Linné usw., die allerdings verfrüht auch schon ein

Verwandtschaftsgebäude der Krankheiten aufgestellt hatten, wollten die Semiotiker durch ihre Lehre von den Krankheitszeichen die Basis für eine wissenschaftlichere Medizin legen.

In ungefähr dieselbe Periode solcher systematischen Semiotik fällt der Aufschwung der Kliniken in Paris, Wien und auch in andern Städten, die sich dank der großen Patientenzahl als ein wahrhaftes Paradies zur Beschreibung, Katalogisierung und Vergleichung von «semeia» erwiesen. Das Resultat war bekanntlich die Kombination der «semeia» zu Krankheitseinheiten. Aus der schier unendlichen Anzahl gleichgelagerter «semeion»-Kombinationen schuf die Medizin der großen Kliniken die Krankheitseinheiten oder -bilder. Das «semeion» gewinnt damit die Bedeutung als Baustein einer Krankheitseinheit. Hinfort war es die Aufgabe der Medizin, aus den Zeichen ein Bild zu komponieren, bevor sie sich zur Heilung anschickte, d. h. erst eine Diagnose zu stellen, bevor sie therapierte.

Konsequenterweise folgt bei Eich der semiotischen Phase der Medizin eine solche, die er diagnostisch nennt und die wir auch heute noch mit Erfolg betreiben. Worauf Eich in seiner Darstellung der diagnostischen Medizin nicht näher eingeht und auch nicht eingehen mußte, ist die Tatsache, daß die dergestalt ermittelten Krankheitseinheiten dann im Verlaufe des 19. Jahrhunderts auch in der mittlerweile auf wissenschaftliches Niveau erhobenen Physik, Chemie und Bakteriologie teilweise ihre Ursachen fanden. Eine bestimmte Anzahl der durch Zeichenkombination erstellten Krankheitseinheiten konnten einer Ätiologie beigeordnet werden. Damit war das schon seit altersher bestehende Grunderfordernis der Pathologie erfüllt, wonach eine Krankheit erst dann begriffen sei, wenn das Erscheinungsbild, der Verlauf, die Ursache wie auch eine allfällige Verwandtschaft zu ähnlichen Krankheiten festgestellt ist. An anderer Stelle wurde schon vielfach geschildert, wie sich die Ätiologie von der antiken Vier-Säfte-Lehre seit dem 17. Jahrhundert allmählich zu einer naturwissenschaftlichen Erfassung der Krankheitsursachen wandelte. Es sei hier nur soviel bemerkt, daß solche Ätiologie faktisch erst dann größeren Erfolg haben konnte, seit auch die beschreibende Medizin im Sinne der Semiotik und Diagnostik in Form der Krankheitsbilder die Grundlage geschaffen hatte, für welche die Ursachen überhaupt Geltung beanspruchen konnten. Aus der Einheit der Erscheinungsbilder und Ursachenähnlichkeit konnte dann seit Ende des 19. Jahrhunderts daran gegangen werden, «Verwandtschaftsgrade» darzustellen. Denn erst als die Krankheitsbilder effektiv Klassenbegriffe zu werden begannen, konnte eine systematische Klassifikation einige Aussicht auf Erfolg haben.

Wie Eich überzeugend darstellt, kam erst mit den Semiotikern in größerem Stil ein Konsens darüber zustande, was man als Grundtatsachen einer wissenschaftlich aufgezogenen Medizin zu verstehen habe. Dazu sei abschließend bemerkt, daß auch eine semiotische und diagnostische Medizin – gleichsam *avant la lettre* – schon vor den Bestrebungen der Semiotiker und vor den großen Kliniken bestand. Den Vorteil der großen Zahl lieferten die natürlichen Epidemien. Deshalb erstaunt es nicht, daß verschiedene Infektionskrankheiten zu den historisch ersten gehören, die als Krankheitseinheiten beschrieben worden sind. Man kann mit Eich sagen, die Epidemien hätten die Funktion gehabt, die diagnostische Medizin zu fördern.

Die Erkenntnis, daß sich die Medizin *historischerweise* von einer prognostischen in eine semiotische und schließlich in eine diagnostische entwickelte, erklärt auch die Schwierigkeiten, aus geschichtlichen Krankheitsbeschreibungen auf die Art der Krankheiten, die faktisch gegeben waren, zurückzuschließen. Abgesehen von den tatsächlich im diagnostischen Sinne beschriebenen Krankheitseinheiten, können wir in der Retrospektive nur in Glücksfällen als Historiker den diagnostischen Prozeß nachvollziehen und müssen dabei in Erinnerung behalten, daß der damalige Berichterstatter mit unserer heutigen Diagnose wenig anfangen könnte.

Leider liegt diese hervorragende Dissertation nur im Manuskript vor. Es bleibt aber zu hoffen, daß sie gelegentlich durch Publikation einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht werden kann. Antoinette Stettler

Arthur E. Imhof (Editor), *Mensch und Gesundheit in der Geschichte*. Vorträge eines internationalen Colloquiums in Berlin (September 1978). Matthiesen Verlag, Husum 1980. Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, Heft 39.

Wir rezensieren infolge Wechsels der Redaktion verspätet dieses wertvolle Buch, Niederschlag eines von Imhof organisierten Colloquiums. Die Teilnehmer waren neben 4 Medizinern und einem Theologen 12 Historiker. Sie stammten zur Hälfte aus dem französischsprachigen Raum. Die Themen werden vom Herausgeber wie folgt charakterisiert: «... die historischen Rahmenbedingungen für die Gesundheit des Alltagsmenschen, die grundlegenden Veränderungen des Krankheiten- und Todesursachenspektrums vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, die Zurückdrängung der akuten Infektionskrankheiten und das Vordringen chronischer Leiden ..., der Anstieg der Lebenserwartung in allen Altern, die Medikalisierungswellen Ende des

18. und – nach Pasteur – Ende des 19. Jahrhunderts, die große Bedeutung der Pastoralmedizin für die psychophysische Gesundheit, der Wandel vom Hospital ohne spezifische medizinische Betreuung zur therapieorientierten Klinik». Anzweifeln möchte ich die pessimistische Formulierung im Schlußwort: «Das weitgehende Nicht-Engagement des Alltagsmenschen für seine Gesundheit, für deren Wiederherstellung ist geblieben, obwohl er heute zum ersten Mal eine wirkliche Gelegenheit dazu hätte und gute Aussichten auf etwelchen Erfolg bestünden. So wie die Dinge heute liegen, scheint mir dieser Mangel an Bereitschaft nicht mit ungenügender Gesundheitsaufklärung oder anderen vordergründigen Ursachen zusammenzuhängen, sondern ganz überwiegend mit ... fehlender Motivation, in der heutigen Zeit alt und immer noch älter zu werden.» Dieser Sachverhalt geht jedenfalls nicht aus den Referaten hervor, sondern ist die persönliche Meinung Imhofs. Vielleicht organisiert er auch einmal Untersuchungen zu diesem Thema.

Carl Haffter

Christof T. Eschenröder, *Hier irrte Freud. Zur Kritik der psychoanalytischen Theorie und Praxis*. Urban & Schwarzenberg, München/Wien/Baltimore 1984. 189 S.

Das ist weitgehend eine Kompilation kritischer und negativer Literatur zu Freud und der Psychoanalyse. Am häufigsten werden Jung, Adler, Eysenck, Ellenberger und Sulloway zitiert. Die Auswahl authentischer Zitate aus Freud zeugt davon, daß der Autor wenigstens dessen Werke gut durchstudiert hat, um seine – wie er schreibt – «sicherlich voreingenommene Kritik» zu stützen. Was man vermißt, sind bedeutende Autoren, die sich mit der Psychoanalyse auseinandergesetzt haben, Eugen Bleuler, Alexander Schultz-Hencke, Bally; auch werden Stekel, Glover und Horney nur aus zweiter Hand zitiert. Es fehlt der wesentliche Beitrag des Ethnologen Malinowski zur Frage der Ubiquität des Ödipuskomplexes. Es fehlen die wichtigen Beiträge zur Erfolgsevaluation von Ernst und Kind. Charakteristisch für die Oberflächlichkeit des Schreibers sind seine Ausführungen zum Gegenstück des Penisneides, zum Gebärneid: «Wenn ich mich richtig erinnere, soll eine Psychoanalytikerin das Leistungsstreben von Männern folgendermaßen gedeutet haben ... Da ich die Originalliteratur zur Theorie des Gebärneides nicht kenne, weiß ich nicht, ob sie satirisch oder ernst gemeint ist.» Sicher muß die Diskussion um Freud, seine Theorien und Methoden weitergehen. Dieses Buch ist kein wertvoller Beitrag dazu.

Carl Haffter

Nicola Markoff-Gräflin, *Dr.med. Johann Plazidus Friederich Kaiser (1823–1899)*. Arzt, Geisteswissenschaftler, Politiker und Ehrenbürger von Chur. Ein biographischer Beitrag. Casanova Druck, Chur 1984. 56 S. mit Abb.

Joseph Anton Kaiser (1792–1853) war Stadtarzt in Chur und zugleich Badearzt in Pfäfers. Diese Verbindung zweier ärztlicher Funktionen entsprach einer alten Tradition. Sein Sohn, J.P.F.Kaiser (1823–1899), trat 1849 in die Fußstapfen seines Vaters. Wie dieser widmete er sich neben der doppelten ärztlichen Aufgabe in weitem Maße auch der Öffentlichkeit, namentlich dem Medizinalwesen im Kanton Graubünden. Besonders verdient machte er sich um die Psychiatrie: Mit Clemens Freiherr von Loë war er der hauptsächliche Förderer der Heil- und Pflegeanstalt Waldhaus. Bereits 1835 hatte übrigens Dr.Kaiser sen. ein Projekt für die Errichtung einer Irrenanstalt ausgearbeitet – seinem Sohn war es dann gegen Ende des Lebens doch beschieden, die Anstalt Waldhaus 1892 eröffnen zu können. Der Nachlaß – der wohl weiterer Bearbeitung würdig scheint – weist Dr. J. P. F. Kaiser als vielseitig interessierten, unermüdlich tätigen Arzt aus. Die vorliegende Schrift stellt nicht nur einen Beitrag zur Medizingeschichte des Kantons Graubünden dar, sondern gibt auch Hinweise dafür, wie die Medizin in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts «wirklich war»; wie sie also nahe der «Basis», von den «gewöhnlichen Kranken» und den praktischen Ärzten, erlebt wurde. Hans H. Walser

Beat Rüttimann, *Wilhelm Schulthess und die Schweizer Orthopädie seiner Zeit*. Schulthess Polygraphischer Verlag, Zürich 1983. 272 S., 23 Abb.

Wilhelm Schulthess (1855–1917) war eine der markantesten Persönlichkeiten im damals aufstrebenden Fach Orthopädie in der Schweiz; ja seine Bedeutung überschritt die Landesgrenzen weit, und er war in ganz Europa eine sehr geachtete Persönlichkeit in jener Zeit, als die maschinelle Orthopädie ihren Höhepunkt erlebte und die Ära der operativen Therapie eben erst begonnen hatte. Wilhelm Schulthess schuf mit der Gründung der Wilhelm Schulthess-Klinik und der Anstalt Balgrist in Zürich bleibende Werke. Diese sorgfältige und sprachlich ausgezeichnet verfasste Biographie befaßt sich aber nicht nur mit den Werken und Lebensdaten von Wilhelm Schulthess selber, sondern beschreibt auch mit sehr viel Fachkenntnis die Bedeutung seiner Vorgänger und Zeitgenossen in der Schweiz (etwa Jean André Venel, J. K. H. Giesker, J. J. Frey, A. Lüning, Ch. Scholder usw.) wie auch anderer bedeutender Orthopäden im Ausland, mit denen Wilhelm

Schulthess Kontakt hatte und Auseinandersetzungen führte. Das vorliegende Buch wird der Bedeutung der Persönlichkeit dieses Pioniers in der Orthopädie gerecht und vermittelt ein ausgezeichnetes Bild jener seit der Gründung des Faches wichtigsten Epoche in der Geschichte der Orthopädie, deren Bedeutung nur mit jener Zeit vergleichbar ist, als anfangs der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts das Aufkommen der Endoprothetik und neuer Osteosynthesetechniken das Fach Orthopädie erneut revolutionierte.

Fritz Hefti

G. van Itersen Jr., L. E. den Dooren de Jong und A. J. Kluyver, *Martinus Willem Beijerinck. His life and his work*. Science Tech. Inc., Madison Wi. 1983. 181 S.

Die mit subtilem Einfühlungsvermögen liebevoll verfaßte Biographie des bedeutenden holländischen Botanikers, Bakteriologen und Biologen Martinus Willem Beijerinck (1851–1931) muß in Form und Inhalt als beispielhaft gelten. Das Werk bietet eine erstaunliche Vollständigkeit an Daten und Fakten des Menschen und Wissenschaftlers in drei Abschnitten geordnet: «Beijerinck, the man», «Beijerinck, the botanist» und «Beijerinck, the microbiologist».

Das Aufsehen, das Beijerincks' experimentellen Arbeiten zunächst auf dem Gebiet der Pflanzenzellen, dann auf dem Gebiet der Wissenschaft der kleinsten Lebewesen, beigemessen wurde, führte schon in jungen Jahren zur Ernennung als Mitglied der Amsterdamer Akademie der Wissenschaften. Beijerinck, dessen Weg zu einem Lehrstuhl mit nach seinen Angaben gebautem Forschungsinstitut an der Polytechnischen Hochschule in Delft führte, erwies sich als Mikroskopiker von seltener Gründlichkeit, als Experimentator von fabelhafter Findigkeit. Das von Beijerinck vorgelegte Tatsachenmaterial ist unübersehbar groß und gewinnt im gelungenen Aufbau des vorliegenden Buches Gestalt. Zudem ist es ein großes Glück, daß dem großen Gelehrten eine Prachtausgabe seiner sämtlichen Arbeiten in fünf stattlichen Quartbänden mit schönen Mikrofotos anlässlich seines 70. Geburtstages gewidmet wurde und bis heute erhalten blieb. Die vorliegende Würdigung seines Lebens und Wirkens beinhaltet zudem in mehreren Indices (A–F) ein sorgfältig erschlossenes bio- und bibliographisches Material in Übersicht, einschließlich einer Liste seiner Assistenten und Doktoranden in chronologischer Folge.

13 Abbildungen von genealogischem und persönlichem Wert, einschließlich seiner Aufzeichnungen im Laborjournal, runden das Bild der Würdigungsschrift harmonisch ab.

Der Leser empfindet die Stärke eines Vielerfahrens durch das Gefüge sorgsam geordneter Details. Gottfried Schramm

Joseph Schiller, *Physiologie et Classification*. Maloine, éditeur, Paris 1980. XV + 213 pages.

Joseph Schiller, der nicht zuletzt wegen seiner Analysen der Schriften Claude Bernards bekannt ist, liefert mit der vorliegenden Arbeit eine fundierte Übersicht über wichtige Fragen der Biologiegeschichte. Das postum erschienene Werk, hier in der französischen Übersetzung, entstammt der Lehrtätigkeit des Autors an der Universität Oxford.

Im Zentrum der Betrachtungen stehen die vielfältigen Wechselbeziehungen zwischen Physiologie und Klassifikation. Ausgehend von den aristotelischen Schriften führt er den Leser hin bis zur Etablierung der allgemeinen Physiologie im 19. Jahrhundert. Einer der Schwerpunkte der Darstellung bildet die Blütezeit der französischen Forschung am Jardin du Roy bzw. am späteren Muséum d'Histoire Naturelle in Paris. Dabei gelingt es dem Autor in überzeugender Weise, manch tradierte Fehlinterpretation wie etwa das auf Pierre Flourens zurückgehende Bild Cuviers zu korrigieren. Interessant ist die Berücksichtigung wenig bekannter Arbeiten, wenngleich man in einigen Fällen über die Wahl der Quellen geteilter Auffassung sein kann. So wurde beispielsweise die französische Übersetzung des Briefwechsels von Cuvier und Pfaff der besseren deutschen Originalausgabe vorgezogen [W. G. F. Behn: Georges Cuviers Briefe an C. H. Pfaff aus den Jahren 1788 bis 1792, naturhistorischen, politischen und literarischen Inhalts, nebst einer biographischen Notiz über G. Cuvier von C. H. Pfaff (Kiel 1845)].

Abgesehen von den wenigen Fehlern und zwangsläufigen Kürzungen, stellt die Studie, die lediglich eine Übersicht vermitteln soll, den geglückten Versuch dar, dem Biologen nicht nur Facetten der Geschichte seines Faches nahezubringen, sondern vermag darüber hinaus, zu aktuellen Fragen der Biologie den dringend benötigten historischen Hintergrund zu liefern.

H.-K. Schmutz

Albert Frey-Wyssling, *Lehre und Forschung. Autobiographische Erinnerungen*. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. Peter Sitte, Freiburg. Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1984.

Die vorliegenden Lebenserinnerungen von A. Frey-Wyssling, Professor für Allgemeine Botanik und Pflanzenphysiologie an der ETH Zürich und deren Rektor von 1957–1961, bilden den Band 44 in der von Heinz Degen

herausgegebenen Reihe «Große Naturforscher». Im Vorwort schreibt der Autor: «Jeder Hochschulprofessor steht im ... Spannungsfelde zwischen egoistisch ehrgeiziger Forschertätigkeit und altruistisch vermittelnder Lehrverpflichtung. Nach eigener Erfahrung gibt es kein allgemeines Rezept, wie man sich in dieser Situation verhalten soll.» In hochschulpolitischen Diskussionen wird heute wie in früheren Jahren stets auf das Humboldtsche Ideal der Ausgewogenheit zwischen Lehre und Forschung mit Nachdruck hingewiesen. Im Geiste des 20. Jahrhunderts, des beginnenden wie des ausklingenden, steht aber die Forschung in besonderer Gunst. Bei der Lektüre der Erinnerungen von Frey-Wyssling erlebt man die «altruistische» Menschlichkeit des Autors: eine echte Lehrerpersönlichkeit. Es ist eine erfrischende Menschlichkeit, geprägt von Humor in manchen der erzählten Anekdoten.

Das wissenschaftliche Werk von A. Frey-Wyssling ist sehr bedeutend. Er gehört zu den Pionieren der Anwendung von physikalischen und physikalisch-chemischen Methoden zur Erforschung von Zellstrukturen. Für den daran besonders interessierten Leser und für den Spezialisten mag die eher «erzählerische» Darstellungsweise vielleicht nicht ganz zu befriedigen.

Der ausgesprochen naturverbundene Autor war ein früher Warner, ein Vorkämpfer des «Umweltschutzes». Dies geht u. a. aus seinen mahnenden Rektoratsreden über Naturschutz und Technik, gehalten vor einem Vierteljahrhundert, hervor.

Etwas störend mag man einige Gehässigkeiten bei dieser sonst so faszinierenden Persönlichkeit empfinden, die er dem einen oder anderen seiner ETH-Kollegen austeilt. Aber über dem Ganzen empfindet man jenen Geist, den Michel de Montaigne seinen «Essays» voransetzt: «C'est icy un livre de bonne foy, lecteur.»

Jean Druey

Giuseppe Ongaro (Hrsg.), *Leopoldo M. A. Caldanil/Lazzaro Spallanzani. Carteggio (1768–1798)*. Milano 1982. Fonti e studi per la storia dell'Università di Pavia, 4. 419 S., ill.

Im vorliegenden Band werden 74 Briefe Spallanzanis und 64 Gegenbriefe Caldanis im italienischen Wortlaut veröffentlicht, zwei Drittel davon zum ersten Mal. Ergänzend sind 16 Briefe der Korrespondenz Caldanis mit Nicolò Spallanzani, dem Bruder Lazzaros, beigegeben. Zweifellos war es keine geringe Mühe, aus den Beständen von 28 verschiedenen italienischen, englischen, deutschen, niederländischen und nordamerikanischen Bibliotheken die Dokumente dieser dreißig Jahre dauernden Gelehrtenfreundschaft ausfindig zu machen.

Lazzaro Spallanzani (1729–1799) wendet sich 1768 aus Modena, wo er als ordiniertes Priester am Collegio di S. Carlo Unterricht erteilt, an Leopoldo Marc'Antonio Caldani (1725–1813); er legt ihm, der im selben Jahr zum Professor der theoretischen Medizin an der Universität Padua vorrückt, den «Prodromo» über seine Regenerationsversuche an verschiedenen Tieren vor. Caldani vertritt als Anatom und Physiologe die Irritabilitätslehre Hallers in Italien. 1773 wird er Nachfolger seines alten, nun verstorbenen Widersachers Morgagni auf dem Lehrstuhl der Anatomie in Padua, den er bis zu seinem Tod innehat. Spallanzani seinerseits folgt 1769 einem Ruf als Professor der Naturgeschichte an die Universität Pavia. Als kluger, geduldiger Experimentator und klarer Denker widerlegt er – ein Vorläufer Pasteurs – die Lehre von der Urzeugung, untersucht die Rolle des Magensafts und des Speichels im Verdauungsprozeß, beobachtet die Phänomene der Mikrozirkulation, usw.

In der Korrespondenz stehen wissenschaftliche Themen weit im Vordergrund: neue eigene und fremde Werke werden ausführlich besprochen, Experimente referiert, Nachrichten über Personen und Ereignisse ausgetauscht. Eine bedeutende Rolle spielen Albrecht von Haller und Charles Bonnet, mit denen man sich als den maßgebenden Autoritäten auseinandersetzen hatte und mit denen beide Forscher ihrerseits in Briefkontakt standen.

Wie die Edition der Briefe Fontanas und Caldanis durch R. G. Mazzolini und G. Ongaro, Trento 1980 (rez. in Gesnerus 39, 1982, S. 309 f.) ist auch die besprochene Korrespondenz mit biographischen Zeittafeln, sehr detaillierten Anmerkungen, Abbildungen und Personen- und Sachregister versehen. Präsentation und Erschließung sind in ihrer Sorgfalt und Gründlichkeit musterhaft; der Zugang zu einer neuen wichtigen Quelle zur Geschichte der Wissenschaft im späten 18. Jahrhundert steht damit weit offen.

Urs Boschung

Maria Teresa Monti (Hrsg.), *Catalogo del Fondo Haller della Biblioteca Nazionale Braidense di Milano*. Parte I: Libri – Vol. I: A–F. Franco Angeli Editore, Milano 1983; LIV + 608 S.

Nach dem Tod Albrecht von Hallers (12. Dezember 1777) verkauften die Erben dessen umfangreiche Bibliothek und Manuskriptsammlung für 2000 Louis d'Or an Kaiser Josef II., der damit die Bibliotheken Oberitaliens dotieren und vor allem für die Naturwissenschaften bereichern wollte. Im Oktober 1778 traf die voluminöse Fracht in Mailand ein, von wo ein Teil der

Bücher nach Pavia, Mantua, Cremona und möglicherweise auf weitere lombardische Bibliotheken verteilt wurde. Damit war aber ihre Reise noch keineswegs beendet. Das Herbar und einige Handexemplare gelangten 1796, nach der Eroberung Oberitaliens durch die Franzosen, nach Paris (heute Muséum National d'Histoire Naturelle). Ein großer Teil der Autographen Hallers konnte 1929 im Austausch gegen andere Handschriften von der Schweiz zurückerworben werden (heute Bürgerbibliothek Bern). Die in Mailand verbliebenen, mehrheitlich nicht von Haller selbst, aber aus seiner Sammlung stammenden Manuskripte sind seit 1965 mustergültig erschlossen durch den Katalog der Bibliotheksdirektorin Dr. Letizia Pecorella Vergnano: *Il Fondo Halleriano della Biblioteca Nazionale Braidense di Milano* (Istituto di storia della medicina, Milano, Studi e testi 8).

Über Hallers Bibliothek konnte man sich schon bisher ein ungefähres Bild machen, da er in den *Bibliothecae* jene Titel und Ausgaben mit einem Sternchen bezeichnete, die er selbst besaß. Dennoch war ein Verzeichnis seiner Sammlung vom wissenschaftshistorischen Standpunkt erwünscht; bibliotheksinterne Erfordernisse halfen nun zu dessen Verwirklichung. Hier liegt der erste Band (A–F) des Verzeichnisses von Hallers Büchern vor, soweit sie in der Brera in Mailand verblieben sind. Geplant ist eine vollständige Titelliste, die im ersten Teil die Bücher, im zweiten Teil die Dissertationen (über 10 000!) umfaßt; der genaue Umfang ist noch nicht abzusehen.

Obschon alte Kataloge bestehen, war es unumgänglich, die Bestände der Brera Band für Band zu prüfen und neu aufzunehmen. Als Kriterium für die Zugehörigkeit zu Hallers Bibliothek gelten sein Exlibris (mehrere Typen kommen vor) oder Vermerke von Hallers Hand. Bei der Durchsicht kamen übrigens auch eine Reihe bisher unbekannter Manuskripte zum Vorschein. Die Titel im neuen «Catalogo» sind in alphabetischer Reihenfolge der Autoren geordnet und, wenn zu umständlich, gekürzt; als weitere Angaben folgen Erscheinungsort, Drucker, Jahr, Format, Seitenzahl, Hallers Buchnummer und Signatur der Brera. Leider war es nicht möglich, handschriftliche Spuren Hallers sowie Vorbesitzer anzumerken. Das Ganze ist sauber gedruckt (kein Zettelkasten-Reprint!) und übersichtlich dargestellt.

Die Abteilung A–F der Bücher umfaßt 2844 Titel und etliche Nachträge. Diese Zahl mag einen Eindruck vermitteln vom Umfang der Hallerschen Bibliothek, die zu den größten und erlesensten privaten Büchersammlungen in Medizin und Naturwissenschaft gehört. Erwartungsgemäß dominiert die medizinisch-naturwissenschaftliche Literatur. Auch literarische, politische

und historische Werke, Reisebeschreibungen, Anleitungen zum Landbau usw. fehlen nicht. Auffällig ist die Menge schwedischer Bücher (Haller rezensierte sie für die Göttingischen Gelehrten Anzeigen). Schwach vertreten ist die mathematische, physikalische und technische Literatur. Ganz fehlt offenbar die Musik. Über die Bedeutung der Bibliothek für die Geistesgeschichte und für die Person des Wissenschaftlers und Bibliophilen Haller äußert sich die Herausgeberin Maria Teresa Monti in einer kenntnisreichen Einleitung. Mit großem Interesse erwartet man die folgenden Bände, insbesondere auch das Verzeichnis der Dissertationen – ein Pionierwerk, das für die Geschichte der medizinischen Ausbildung grundlegend sein wird.

Urs Boschung

Alto Brachner (Hrsg.), *G. F. Brander, 1713–1783, Wissenschaftliche Instrumente aus seiner Werkstatt*. Deutsches Museum, München 1983. 395 S., zahlreiche Abb.

Der vorliegende Band ist eine großartige Würdigung eines der bedeutendsten Instrumentenmacher des 18. Jahrhunderts. Georg Friedrich Brander (1713–1783) führte seit 1734 in Augsburg eine Werkstatt für wissenschaftliche Instrumente. Er baute 1737 das erste Spiegelteleskop in Deutschland. «Branders größte eigenständige Leistung, die damals von niemand erreicht wurde, war die Entwicklung seiner Teilmaschinen und Hand in Hand damit die Erstellung der berühmten Glasmikrometer und Glasmaßstäbe» (S. 29). Er unterteilte beispielsweise ein Pariser Zoll (etwa 27 mm) in 1000 äquidistante Abschnitte zu je 0.027 mm.

Als Mitglied der Kurfürstlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München lieferte Brander dieser Vereinigung zahlreiche mathematische, geodätische, physikalische und astronomische Instrumente sowie Mikroskope, die, vermehrt um Bestände säkularisierter Abteien, heute im Deutschen Museum in München aufbewahrt werden. Diese Sammlung, die anlässlich des 200. Todestages Branders ausgestellt war, bildet den Hauptgegenstand des Buches. Jedes der 143 Instrumente wird von Fachleuten (R. Bachmann, G. Hartl, S. Hladky, A. Kuisle, M. Seeberger und O. Weber) eingehend beschrieben und gewürdigt. Der Projektleiter, Oberkonservator Alto Brachner, stellt Leben und Werk des Meisters dar und gibt eine Liste der in auswärtigen Sammlungen befindlichen Instrumente Branders und seines Schwiegersohns und Nachfolgers Christoph Caspar Höschel (1744–1820). Drei Instrumentenverzeichnisse der Firma werden abgedruckt; Branders Manuskript über Teilmaschinen und Teilmethoden wird erstmals publiziert.

Das Buch ist hervorragend illustriert und bietet einen imponierenden Überblick über die Instrumentenbaukunst der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Urs Boschung

Ernst Künzl, *Medizinische Instrumente aus Sepulkralfunden der römischen Kaiserzeit*. 2., unveränderte Auflage. Rheinland Verlag, Köln 1983.

Dieses Buch ist das Ergebnis einer erstmaligen, systematischen Aufarbeitung von antiken Arztgräbern durch einen Archäologen. Ihr ging eine breitangelegte Umfrage voraus.

Es besteht aus zwei Teilen, von denen der erste das Thema antiker Instrumente aus Arztgräbern von allen Seiten her anpackt und beleuchtet, während der zweite eine Auflistung sämtlicher bekannter Grabfunde, alphabetisch nach römischen Provinzen geordnet und nach sichern und unsichern Arztgräbern getrennt, bringt. Bei jedem Grab wird kurz Fundort und Art des Grabes, falls bekannt, beschrieben, des weitem Aufbewahrungsort, Inhalt des Grabes, eventuell mit besonderen Bemerkungen, möglicher Zeitpunkt der Bestattung und Publikationen. Zahlreiche, klare, übersichtliche Abbildungen, die im Text häufig herangezogen werden, sowie ein Anhang mit Hinweisen auf keltische, etruskische und griechische Bestattungen vervollständigen diese Liste.

Im Textteil werden die Befunde aus diesen Gräbern unter sehr vielen Aspekten ausgewertet, beginnend mit der Verbreitung und lokalen Ballung von Grabstätten im Römischen Reich, dem Zusammenhang zwischen den Gräbern und Inschriften, sowie den Schwierigkeiten, ein Grab überhaupt als Arztgrab einzuordnen, wurden doch verschiedene Gerätetypen auch von andern Berufsgattungen und im Alltagsleben gebraucht. Kurze Kapitel über die «Grabarten» und die «Datierungskriterien» sowie eine Aufschlüsselungstabelle über das, was in den einzelnen Gräbern gefunden wurde, vervollständigen erst einmal diese Befunderhebung. Es folgen die aus den Resultaten sich ergebenden Fragestellungen, als erstes die Frage nach der Vollständigkeit der gefundenen Instrumentarien und ihrem üblichen Umfang. Dabei geht der Autor von denjenigen Instrumentensets als Minimalausstattungen aus, die in langen, runden Büchsen oder Etais verpackt waren. Kombinationen von solchen Einheiten ergaben dann reichere Ausstattungen bis hin zu der reichhaltigen Kollektion des Bingener Grabes. Eine Instrumententypologie gibt als nächstes nicht nur Auskunft über den griechischen und lateinischen Namen und den Aufbau der Instrumente, sondern auch über die verschiedene Häufigkeit von Grab- und Siedlungsfun-

den bei bestimmten Instrumententypen, wobei sich hier auch reichlich weiterführende Literaturangaben finden, wie solche Anmerkungen überhaupt im ganzen Buch in großem Ausmaße vorhanden sind. Ein weiteres, interessantes Kapitel ist dasjenige über die Instrumentenfabrikanten, denen allerdings wegen der fehlenden Fabrikationsstempel schwierig auf die Spur zu kommen ist. Die Frage, ob man bei den Toten mit verschiedenen Instrumentarien von Fach- oder Spezialärzten reden kann, meint der Autor nur in seltenen Fällen bejahen zu können, so dort, wo sich z. B. Specula unter den Gerätschaften fanden. Hingegen scheint es tatsächlich Ärzte mit verschiedenen Schwerpunkten gegeben zu haben, solche, die mehr pharmazeutisch tätig waren, während andere mehr die Chirurgie bevorzugten. Zwei letzte Kapitel beschäftigen sich mit den in den Gräbern gefundenen Medikamentenresten und der Frage, welche Bedeutung diese Grabbeigaben insgesamt bei den Medizinern gehabt haben könnten.

Alles in allem ist dieses Buch interessant, knapp und klar gehalten, offene Fragen und Problemstellungen werden deutlich formuliert, ein gegliederter Index, Abbildungen und zahlreiche Hinweise im Text sowie die Gräberliste erlauben es dem Leser zudem, rasch etwas Bestimmtes zu finden, und überall gibt es Hinweise auf weiterführende Literatur, so daß der Text von den verschiedensten Fragestellungen her gesehen sehr gut erschlossen ist. Dementsprechend hilfreich und nützlich ist dieses Buch für ein Arbeiten mit antiken Instrumenten, und wer auch immer sich in Zukunft damit beschäftigen will, wird diese Schrift zu Rate ziehen müssen. Almuth Gelpke

Hans Peter Nowak, *Geschichte des Mikroskops*. 130 S. mit 9 Abbildungen und 56 ganzseitigen Tafeln (davon 24 in Farbe). Photos: Frau G. Pantke. Druck: Hürlimann, Zürich. Verkauf durch die Herausgeber: Medizinhistorisches Institut der Universität Zürich, Rämistraße 71, CH-8006 Zürich / Hans Peter Nowak, CH-6418 Rothenthurm. Fr. 27.–.

Dem gewaltigen englischen und französischen Schrifttum zur Mikroskopgeschichte steht eine eher begrenzte in deutscher Sprache gegenüber. An sich wäre dies nicht schlimm. Doch hat es zur Folge, daß die Mikroskopbauer aus dem mitteleuropäischen Raum bisher zu kurz gekommen sind.

Herr Nowak verfügt über eine ingenieurtechnische und biologische Ausbildung zugleich. Er ist ein geborener Bastler, ein geborener Sammler und ein geborener Lehrer; diese Verknüpfung ist seinem Buch zugute gekommen. Instrumente, die nur noch in seltensten Museumsstücken oder gar nur auf einem alten Stich zu sehen sind, hat er mit eigener Hand in

unzählbaren stillen Stunden kunstgerecht nachgebaut. Zudem besitzt er eine erstaunliche Mikroskopsammlung: die größte private der Schweiz. Den entscheidenden Zustupf hat sie durch Erwerbungen aus der Sammlung Nacet erhalten. Im Leben eines wissenden Sammlers wechseln Beglückungen und Enttäuschungen ab, die der nüchterne Betrachter nicht ahnt. Stundenlang könnte der Verfasser davon erzählen. Er verschont uns damit und bietet den Stoff in sachlich geläuterter Form. Ich versuche nicht, den Inhalt nachzuvollziehen und die Schritte vom frühen Zeugen über die Marksteine bis zum heutigen Stand anzudeuten. Wir dürfen uns auf diesem Wege dem Darsteller anvertrauen. Die Praxis hat ihn auch eigene, neue Gesichtspunkte gewinnen lassen, die berufen sind, in die Geschichtsschreibung einzugehen.

Das Buch erscheint zu einer Ausstellung, die der Kurator der Medizinhistorischen Sammlung der Universität Zürich, Privatdozent Dr. Urs Borschung, durchzusetzen vermocht hat. Ohne ihn wäre die Schrift nicht erschienen. Aber sie bleibt nicht an die Ausstellung gebunden. Der Verfasser dachte schon vorher daran, eine solche Geschichte zu schreiben. Sie ist im Laufe von Jahren gereift. Die Instrumente werden nicht nur beschrieben, sie werden auch abgebildet. Es liegt eine Bestandesaufnahme vor. Sie bildet den Kern. Die hervorragend scharfen, lehrreichen Aufnahmen sind das Ergebnis des Zusammenwirkens hoher Photokunst und sachkundiger Beratung. Da steht kein Spiegel verkehrt; da bleibt keine Hauptsache verborgen. Auch die Druckschrift ist schön. Einige Farbbilder können als Postkarten, alle 56 Tafelbilder als Diaserie bestellt werden. Heinz Balmer

Ilse Jahn, Rolf Löther und Konrad Senglaub (Hrsg.), *Geschichte der Biologie*. Theorien, Methoden, Institutionen, Kurzbiographien. Gustav Fischer Verlag, Jena 1982. 859 S. mit 150 Abbildungen im Text und 140 Porträts. DM 57,-.

Ilse Jahn zeichnet als federführende Herausgeberin. Das Gemeinschaftswerk mehrerer begnügt sich nicht, eine Geschichte der Biologie zu bieten, sondern bestrebt sich, den «Bezug zur allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung» herzustellen. Dies wird im Vorwort, in der Einleitung, in Einschüben und in der Schlußbetrachtung bis zum Überdruß betont. Marx, Engels und Lenin werden als Kronzeugen der Geschichtsbetrachtung immer wieder angerufen.

Persönlich lehne ich das Unternehmen als verfehlt ab. Ganze Abschnitte gehören nicht zum Thema, denn die wissenschaftliche Persönlichkeit wird

weit mehr von anderen Einflüssen bestimmt, als sie hier angegeben sind. Ich warne vor dieser Darstellung, weil sie die Geschichte nach vorgefaßten Meinungen unsachlich beurteilt. Wir blicken in einen Zerrspiegel. Der ideologische Wortschatz durchsetzt die Aussagen und wiederholt sich mit ermüdender Einförmigkeit. Trotz dem kämpferischen Ton langweilt die Lektüre, weil der geschraubte Stil mit unerklärten Fremdwörtern überladen ist. Daß nur die marxistisch-leninistische Philosophie eine fruchtbare Erkenntnis ermöglicht, wird auf Seite 584 gesagt und durch den ganzen Band verfochten.

Man erlaube mir einen Vergleich. Das Buch von Walther May über «Große Biologen» (Leipzig und Berlin 1914) gliedert den Stoff um acht Gestalten. Der Abschnitt «Linné» schildert den Gang der Systematik, der Teil «Cuvier» die Entwicklung der vergleichenden Anatomie, das Kapitel «Baer» den Weg der Embryologie usw. Gegenüber dieser meisterhaften Leistung erscheint das neue Buch als ungeheurer Rückschritt. Zwar ist es viel dicker und nennt reihenweise Namen; aber dem Wortschwall gebricht es an Gedanken. Vieles wird angeschnitten, wenig erhellt. Groß ist die Zahl der Druckfehler. Verschiedene Namen sind falsch geschrieben. Französische Buchtitel sind kaum je richtig wiedergegeben.

Im Teil der Kurzbiographien werden auch 30 Schweizer erfaßt. Eher als Calvin hätte man Oswald Heer oder Ludwig Rütimeyer erwartet. Über das falsche Todesjahr bei Calvin tröstet man sich, weil es bei Johannes Bauhin, Albrecht von Haller, Emil du Bois-Reymond und anderen ebensowenig zutrifft. Von den Schweizern wähle ich die Brüder Johannes und Caspar Bauhin, Augustin-Pyramus de Candolle, Fritz Sarasin, Johann Jakob Scheuchzer, Jean Senebier, Heinrich Wydler und Johann Georg Zimmermann, um die Probe der Zuverlässigkeit anzutreten. Bei de Candolle ist die entscheidende Lehrtätigkeit in Genf nicht erwähnt. Unter den beigefügten Titelangaben kann gerade das Hauptwerk fehlen, so der «Prodromus» bei de Candolle, die «Physiologie végétale» bei Senebier. Caspar Bauhins «Theatrum anatomicum» erschien nicht in Basel, sondern in Frankfurt, die «Historia plantarum universalis» seines Bruders nicht in Zürich, sondern in Yverdon, Scheuchzers «Physica sacra» nicht in Zürich, sondern in Augsburg und Ulm, und zwar vierbändig 1731–1735. Fritz Sarasin war nicht der Bruder, sondern der Vetter zweiten Grades von Paul Sarasin. Sie erforschten 1883 und 1890 Ceylon, später zweimal gemeinsam Celebes. Die Wedda-Kultur fanden sie nicht auf Celebes. Auch andere Angaben zu Sarasin und Scheuchzer stimmen nicht. Johann Georg Zimmermanns «Dissertatio

physiologica de irritabilitate» erscheint zur «Dissertatione physiologica de irritatione» gewandelt. Das badische Gernsbach bei Rastatt, Wydlers Todesort, wird der Schweiz zugesprochen. Die Mitteilung vom gewaltsamen Ende des Paracelsus wirkt bei den genauen Nachrichten, die man über sein Sterbelager hat, überraschend. Daß Caspar Bauhin wie sein viel älterer Bruder beim inzwischen verstorbenen Leonhard Fuchs studiert habe, ist ebenfalls schwer zu glauben.

Die 140 Bildnisse geben willkommene Andeutungen. Etwa 50 sind gut. 30 andere hätten sich leicht durch bessere ersetzen lassen.

Im amerikanischen «Journal of the History of Medicine and Allied Sciences» hat Timothy Lenoir 1983 diese Biologiegeschichte als «standard work in the field for years to come» begrüßt, die Untermalung für harmlos erklärt und sich vor der Wucht des Einsatzes verbeugt. Aber es gibt Zeitercheinungen, die der Kennzeichnung ihrer Hohlheit bedürfen. Beifall erhöht ihr unbegründetes Ansehen und ihre begründete Gefahr. Heinz Balmer

Mikulas Simon, *Die soziale Stellung der Apotheker in der Zürcher Stadtgesellschaft in Mittelalter und früher Neuzeit*. Mit einem Geleitwort von R. Schmitz, Marburg. 289 Seiten, 13 Abbildungen, 7 Tabellen. Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Deutscher Apotheker-Verlag, Stuttgart 1983. DM 42,-.

Mit der Darstellung der Geschichte der Zürcher Apotheker befaßten sich vor allem C. C. Keller in seiner Monographie, 1893 zum fünfzigjährigen Bestehen des Schweizerischen Apothekervereins (SAV) herausgekommen; dann Emil Eidenbenz, Geschichte der zürcherischen Pharmazie seit 1798, die zum fünfzigjährigen Bestehen des Apothekervereins des Kantons Zürich im Jahre 1918 publiziert wurde; und schließlich Jakob Otto Werdmüller, Apothekerordnungen im alten Zürich, in Ciba-Zeitschrift (Basel 1942). Eine weitere wertvolle Arbeit von Ursula Schmitz, Hans Minners «Thesaurus medicaminum», Pharmaziehistorische Untersuchungen zu einer alemannischen Drogenkunde des Spätmittelalters (Würzburg 1974), die dem «Apotheker-Knecht» Johannes Minner in Zürich (15. Jahrhundert) gewidmet ist, möge in obiger Aufzählung noch genannt werden. Solche Vorarbeiten veranlaßten Prof. Dr. R. Schmitz, Vorsteher des Pharmazie-historischen Instituts der Philipps-Universität Marburg/Lahn (BRD), eine umfassende Geschichte der Zürcher Apotheker verfassen zu lassen. Nach jahrelangem Quellen- und Archivstudium hat nun der Zürcher Apotheker Mikulas Simon die zu besprechende Dissertation ausgearbeitet.

Sie läßt sich in drei Abschnitte unterteilen: Zunächst beschäftigt sie sich mit der Spezialliteratur zu den verschiedenen im Mittelalter gebräuchlichen Termini für den Apotheker unter Beigabe einer Begriffschronologie der Zürcher Quellen und Zusammenschau bisher erschienener wesentlicher Publikationen. Thematisch konsequent folgt ein Exkurs über die für die Apothekengeschichte Zürichs wichtigsten politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen gleichsam als Fundament und Überblick über das zeitgenössische Gesundheitswesen dieser Stadt.

Der zweite große Abschnitt ist dem Zürcher Gesundheitswesen im allgemeinen gewidmet, wobei interessante Einblicke in Details der beruflichen Situation von Ärzten, Badern und Scherern, Hebammen, von Spitälern und Siechenhäusern, das «wilde» Medizinal- und Arzneiwesen sowie in die Anfänge einer behördlichen Gesundheitspolitik vermittelt werden.

Im dritten Abschnitt ist, gestützt auf ähnliche Vorarbeiten von Clemens Stoll (Apotheker in der deutschen Stadt des Mittelalters, Diss. Marburg 1975), zur erwähnten beruflichen Situation, d. h. zu welcher sozialen Schicht (Zunft) die Apotheker im Spätmittelalter gehörten, eine Kontroverse aufgetaucht. Solange keine sozio-historische minutiöse Untersuchung dieser Sparte der Pharmaziegeschichte vorliegt und gültige Schlüsse aus Urkunden mit ungenauen Angaben (z. B. Anm. 1, S. 199) gezogen werden, können wohl Stoll und Simon recht haben. Als Folge der Aufzeichnung der sozialen Stellung der Zürcher Apotheker «sind (zwangsläufig) auch deren Einkünfte, Herkunft, Vermögen, steuerliche Abgaben und der Besitzstand der maßgeblichen Apothekerfamilien Zürichs detailliert in Simons Betrachtungen einbezogen worden» (Prof. Schmitz in seinem Geleitwort).

Was Stoll bereits herausgefunden hatte, wurde von Simon anhand von schwierig aufzufindenden schriftlichen Quellen bestätigt und ausführlich abgehandelt: «die Zürcher Apotheker betrieben während des 14. und 15. Jahrhunderts zur Hauptsache als Großkaufleute einen schwungvollen transalpinen Handel mit verschiedensten Produkten», die heute nicht mehr zum «Warenangebot» der modernen Apotheken gehören (vgl. dazu: Mittelalterliche Großhandelsaktivitäten als Determinante der sozialen Stellung Zürcher Apotheker von R. Schmitz und M. Simon, in: Festschrift für A. Lutz und J. Büchi, Veröffentlichungen der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie [SGGP], Band 2, Zürich, 1983, 7–38).

Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts und im 16. Jahrhundert hat sich die Spezialisierung des Apothekerberufs in Zürich im großen und ganzen vollendet. Parallel dazu verloren die Apotheker allerdings auch ihren

führenden Platz in der obersten Spitze der Hierarchie der zürcherischen Stadtgesellschaft.

Der Autor läßt seinen fundierten Darstellungen u. a. einige «Biographische Daten einzelner Apothekerpersönlichkeiten» folgen. Obwohl Simon lediglich eine «Zusammenstellung» derselben beabsichtigt, vermißt man, vor allem in Hinblick auf ein zu erstellendes Biographikon schweizerischer Apotheker, die Lebensdaten der frühesten Zürcher Apotheker. Allerdings ist die Quellenlage hier sehr dürftig.

Die schweizerische pharmazie-geschichtliche Forschung schätzt sich glücklich, mit der vorliegenden Arbeit die Lücke einer umfassenden Darstellung der Zürcher Apothekergeschichte nun endlich geschlossen zu sehen.

Hans-Rudolf Fehlmann

Adressen der Rezensenten

Prof. Dr. med. h. c. mult. Erwin H. Ackerknecht, Ottikerstraße 42, CH-8006 Zürich
PD Dr. Heinz Balmer, Medizinhistorisches Institut, Rämistraße 71, CH-8006 Zürich
Dr. med. et phil. René Bernoulli, Amselstraße 35, CH-4059 Basel
PD Dr. med. Urs Boschung, Medizinhistorisches Institut, Rämistraße 71, CH-8006 Zürich
Dr. phil. Jean Druey, Schnitterweg 52, CH-4125 Riehen
Dr. phil. Hans-Rudolf Fehlmann, Schloßapotheke, CH-5103 Wildegg
Frau Dr. med. Almuth Gelpke, Medizinhistorisches Institut, Rämistraße 71, CH-8006 Zürich
Dr. med. Fritz Hefti, Kinderspital, Römergasse 8, CH-4058 Basel
Dr. med. Roger Mayer, 9, rue Michel-Chauvet, CH-1208 Genève
Dr. phil. Konrad Schmutz, Pflanzschulstraße 7, CH-8400 Winterthur
Dr. sc. nat. Dr. phil. Gottfried Schramm, Waidspital, Tièchestraße 99, CH-8037 Zürich
Frau Dr. med. Antoinette Stettler-Schär, Kirchenfeldstraße 45, CH-3005 Bern
Prof. Dr. med. Hans H. Walser, Zeltweg 7, CH-8032 Zürich